Güterzug 710

Skizze von Grete Baumgart

„Meine Herren! Für mich steht es fest, und ich bleibe dabei: Mit vierunddreißig Jahren hat kein gesunder Mann weißes Haar, wenn er nicht eine zu flott verlebte Jugend hinter sich hat. Und bei unserem neuen Dorfarzt Dr. Martin wird es eben auch nicht anders sein."

Beifällig murmelte die Stammtischrunde bei den Worten des jungen Försters. Nur der ehemalige Bahnvorstand Leberecht, der gestern seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert hatte und dessen Haupt- und Barthaare schneeweiß waren, schüttelte langsam den Kopf. „Ich möchte doch anders behaupten und — — ich kann es beweisen."

Der Alte räusperte sich, tat noch einen kräftigen Schluck aus dem dampfenden Grogglas und begann dann langsam und stockend zu berichten: „Es ist nun vierzig Jahre her. Ich machte damals als junger Vorsteher auf dem Vorortsbahnhof von B. Dienst. Kalt war es draußen, genau so wie heute. Alles gefroren, und jeder flüchtete an den warmen Ofen. Es hatte gerade vier Uhr geschlagen, als sich der an sich schon sehr trübe Nachmittagshimmel plötzlich zur Nacht verdunkelte und kurz darauf ein Schneegestöber und ein Sturm einsetzten, als wenn alle bösen Geister losgelassen wären. Wer nicht auf der Straße sein mußte, eilte ins Haus.

Wir waren gerade zu dritt ins Dienstzimmer getreten, um uns ein wenig aufzuwärmen, als ein greller Blitz vom winterlichen Himmel zuckte. Ein krachender Donnerschlag folgte. Verstört blickte einer den anderen an, und keinem war recht wohl in seiner Haut. Aber schon fuhr der zweite Blitz mit Donnerschlag herein, dann dichtauf der dritte, vierte, fünfte und so fort. Es mußte mehrmals in der nächsten Umgebung des Bahnhofs eingeschlagen haben.

In zehn Minuten war der Güterzug 710 fällig, und es grenzte an Waghalsigkeit, den Zug in diese tobende Nacht hinauszulassen. Aber da waren noch acht Männer, Zugpersonal, Bahn- und Streckenarbeiter, die warteten auf Abfahrt, wollten heim. Sollte ich den Zug nun nicht abfahren lassen? Es wäre entschuldbar gewesen bei diesem Höllentreiben. Anderseits — Dienst ist Dienst, und die Lokomotive würde sich schon durchkämpfen. Ist ja selbst ein Riese an Gewalt. — Nun denn, in des Himmels Namen! Fahrt zu!

Acht Männer stapften in die Winternacht hinaus, bestiegen den Zug und waren glücklich, daß es heimwärts ging.

Das Unwetter tobte weiter. Noch eine halbe Stunde, dann würde Ablösung kommen... Wenn es doch schon so weit wäre!

Da wird plötzlich die Tür aufgerissen. Einer meiner Getreuen stürzt ins Zimmer: „Von Güterzug 710 ist seit fünf Minuten das Signal fällig, und es kommt nicht!"

Lähmender Schreck durchzuckt mich. Was ist mit dem Zug? Ist er stecken geblieben? Was kann man tun? Vielleicht hat 710 sich nur verspätet, und das Signal kommt doch noch?! Also weiter warten! Mit der Uhr in der Hand stehen wir und zählen: Acht Minuten, zehn Minuten, zwölf — fünfzehn Minuten! Da steht es für mich fest: Es ist etwas geschehen! Ich muß Gewißheit haben.

‚Wer geht mit?' — Ein Lokomotivführer, ein Heizer, ein Schaffner klettern mit mir auf die Lokomotive.

Und dann tasten sich unsere Scheinwerfer ganz langsam vorwärts durch Nacht und Schneegestöber. Noch immer zucken vereinzelte Blitze, aber der Donner rollt schon aus der Ferne. Wir starren geradeaus auf die Schienen... Wo ist der Zug?

‚Vielleicht ist er im Walde stecken geblieben! Die Bäume stürzen oft quer über die Schienen', unterbricht einer das Schweigen auf der Lokomotive. — ‚Ja, ja, vielleicht — —'

Nun liegt das freie Feld hinter uns und vor uns der nachtschwarze Wald. Ganz ganz langsam stampft unsere Maschine vorwärts. Die Scheinwerfer haben nicht mehr die Kraft, das dichte Schneegestöber zu durchdringen. Nur einige Meter weit können wir sehen; und nur dann, wenn ein Blitz die Nacht erleuchtet, springen unsere Blicke weit voraus...

Jetzt liegt auch der Wald hinter uns, und noch ein Stück freies Land haben wir zu durchfahren. Hinter der nächsten Ortschaft aber liegt bereits die Station, von der kein Signal kam. Bis dorthin muß der Zug gefunden sein!

Langsam keucht die Maschine weiter. Unsere Nerven sind zum Zerreißen gespannt. Vergeblich versuchen wir, in der Dunkelheit irgendetwas zu erkennen.

‚Hier in der Nähe müssen wir doch den Fluß überqueren', stellt jetzt der Lokomotivführer fest. ‚Bald wird die Brücke kommen!'

Kaum aber hat er das gesagt, da erstrahlt die Landschaft taghell — ein Blitz fährt hernieder und leuchtet in eine grauzige Schlucht, die sich unmittelbar vor uns auftut. Und in dieser Schlucht liegt zusammengebrochen die Brücke, und über ihr die Reihe der Wagen vom Güterzug 710...

Im nächsten Augenblick steht unsere Lokomotive. Einer blickt den andern an, und keiner spricht ein Wort. Dann steigen wir mit zitternden Knien von der Maschine und treten vorsichtig an den Abgrund. In der Schlucht unter uns donnert der Fluß, aber lauter noch brüllen vor Angst und Schmerz die Rinder, die da unten in den zerschmetterten Viehwagen stecken... Und unsere acht Männer? — Tot wurden sie ihren Angehörigen gebracht...

So schnell es nur möglich war, fuhren wir mit unserer Maschine zur Station, um Hilfe zu holen. — In meinem Kopfe überschlugen sich die Gedanken. Warum hatte ich den Zug ausfahren lassen? Mußte das alles so kommen? Mühsam, wie ein gebrochener alter Mann schleppte ich mich nach Hause. Kein Wort konnte ich dort über die Lippen bringen. Mein Haar aber war weiß geworden, schlohweiß in dieser furchtbarsten Nacht meines Lebens. — Ja, ja, es sind nun schon vierzig Jahre her..."

Ich schnitt' es gern in alle Schildkröten ein...

Der eine schneidet es gern in alle Rinden ein, der andere gräbt es in das frische Beet. Wenigstens versichert es uns die reichlich oft zu hörende Melodie aus Wien. Also muß man es dem edlen Sänger wohl glauben. Ja, es gibt sogar noch mehr Verfahren. Ein recht ungewöhnliches wandte der junge Bauer Alex McNall bei Pittsburg an, als er an der Seite seines Bruders über die heimatliche Scholle schritt, um den Weizen zu schneiden. Da lief den beiden eine Schildkröte in den Weg. Alex hob das Tier auf und grub mit dem Messer den geliebten Namen in den harten Panzer. Die Schildkröte hielt still. Sie hat sicherlich weder Schmerzen noch sonstige Empfindungen dabei verspürt. Dann ließ der junge Bauer das Tier wieder zur Erde gleiten. Die Jahre verstrichen. Der Mann vergaß den Vorfall. Die Geliebte war längst die Seine geworden, hatte ihm Kinder geschenkt und wieder die Welt verlassen. Kürzlich nun ging der Vierundneunzigjährige wieder einmal über seine Acker. Sie waren abgeerntet. Der Alte mochte über die Vergänglichkeit alles Irdischen grübeln. Er hielt die Augen an den Boden geheftet, der ihm mehr als drei Vierteljahrhunderte das nährende Brot beschert hatte. [illegible] verharrten plötzlich die Augen des Greises. Er sah eine [illegible] das brache Feld kriechen. Wieder nahm er [illegible] und betrachtete es aufmerksam. Und [illegible] standen klar und deutlich noch die Buchstaben, die der Bauer von mehr als 75 Jahren hineingegraben hatte. Da war die Kümmernis des Alters verweht und vergessen. „Schön ist die Jugend..."

Die allzu empfindliche Kuh.

In der Regel gilt die Kuh als ein ruhiges, Aufregungen jeder Art abholdes und so leicht nicht aus dem Gleichgewicht zu bringendes Tier. Eine Ausnahme macht aber wohl jene Kuh, die bis vor kurzem im Stall einer Bäuerin in dem polnischen Dorfe Strzalkow stand. Die Frau war mit ihren Steuern in Rückstand geraten, alle Mahnungen hatten nicht gefruchtet, und so kam, was kommen mußte, nämlich der Herr Gerichtsvollzieher. Als einigermaßen zu Buch stehendes Wertobjekt fand sich nur die Kuh, die der Vollstreckungsbeamte denn auch zu beschlagnahmen beschloß. Er trat in den Stall, an die Kuh heran und legte ihr zum Zeichen der Beschlagnahme die Hand auf den Rücken. Das Tier war aber offenbar ganz besonders feinfühlig. Als es die amtliche Hand auf seinem Rücken fühlte, brüllte es laut auf und fiel um. Tot. Natürlich erhebliche Aufregung bei der Bauersfrau und den schnell herbeigeeilten Nachbarn. Ein Tierarzt wurde gerufen, um die Todesursache festzustellen. Sie war nicht schwer zu finden: Herzschlag infolge der Berührung durch die gerichtsvollzieherliche Hand. Und die Folgen: Die Steuerkasse erhielt keine rückständigen Steuern, wohl aber eine Forderung der Bäuerin auf Schadenersatz.

Warburger Warte

Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 5 | 16. Januar 1935 | 9. Jahrgang

Der Tod auf Hohenfried

Roman von Kurt Martin / Copyright by Verlag „Neues Leben". Bayr. Gmein / Alle Rechte vorbehalten / Nachdruck verboten

(4. Fortsetzung)

Wie war der Tote da hinauf an den ziemlich hohen Ast geknüpft worden? — Vielleicht mit Hilfe eines Stuhles! — Der Mörder hatte raffiniert gehandelt. Hier der feste Kiesweg ward nicht zum Verräter etwaiger Fußspuren. —

Er ordnete an:

„Wir gehen jetzt zum Gärtnerhaus. Sie kommen beide mit!"

Damit winkte er dem Gutsbesitzer und Obig zu.

Alle begaben sich zu dem kleinen einsamen Häuschen. Das lag still und verborgen im Grünen, friedsam und verträumt.

Der Kriminalinspektor fragte den Schutzmann, der vorhin den Stuhl holte:

„Wie fanden Sie die Haustür?"

„Sie war nicht versperrt, aber eingeklinkt."

Stein wandte sich an Obig.

„Waren Sie heute schon da drin im Haus?"

„Nein; aber die Leute mögen wohl vorhin drin gewesen sein."

Der Kriminalinspektor untersuchte die Haustür. Der Schlüssel steckte innen. Er trat allen voran ins Haus. Im kleinen Wohnzimmer fand sich nichts Auffälliges, nichts das auf einen Kampf schließen ließ.

Einer der Kriminalschutzleute deutete auf das Sofa.

„Da sind zwei Fußspuren."

„Ja! — Sehr deutlich sogar!"

Paul Stein beschaute sich diese zwei Abdrücke auf den dunklen Ueberzug des Sofas.

„Da auf der Lehne ist noch einer!"

Neben dem Sofa stand ein Schrank. Stein befahl:

„Einen Stuhl!"

Er stieg hinauf und konnte nun auf die Schrankdecke schauen. Da befand sich nichts; aber ein länglicher, viereckiger, staubfreier Fleck war da, während die ganze übrige Fläche mit Staub bedeckt war.

Er forschte, Finkmann und Obig zugewandt.

„Wissen Sie, was Otto Müller hier oben stehen hatte?"

„Einen flachen Kasten aus Holz."

„Eine Art Kassette. Er wird wohl seine Papiere darin verwahrt haben." — —

Sie suchten das ganze Zimmer aus, aber sie fanden ihn nicht. Der Schrank war versperrt, der Schlüssel steckte in Schloß. Ebenso fanden sie die Kommode. Nichts an Kleidern oder Wäsche war in Unordnung.

Oben im Schlafzimmer Otto Müllers zeigten sich gleichfalls keine Andeutungen eines Kampfes. Das Bett war benutzt. Otto Müller hatte also schon geschlafen, als der Mörder zu ihm kam.

Wo aber war der Mord begangen worden? — Hier drin oder außerhalb des Hauses? — Der Tote trug Hemd und Hose, Strümpfe und Schuhe. — Und lag doch vorher schon im Bett! — Warum stand er wieder auf und kleidete sich an? — Oder hatte er jemand erwartet und sich mit den Kleidern aufs Bett gelegt? —

Paul Stein furchte die Stirn. Er trat auf Obig zu.

„Sie fanden also den Toten?"

„Ja. Ich hatte den Auftrag, die Bäume auszuästen. Wie ich so durch den Park da hinten gehe, sehe ich etwas an der großen Buche hängen. Ich laufe hinzu, und da hängt der Otto am Baume. Ich sah gleich, daß er tot war. Aber man kann doch so was nicht mit ansehen, so einen Anblick! Ich nahm mein Taschenmesser und schnitt ihn ab. Habe ihn ins Gras gelegt und bin dann zum Herrenhaus gelaufen, um es zu melden."

„Sie haben bei dem Toten nichts Besonderes gefunden?"

„Nein! Dann hätte ich es ja gemeldet! — Aber du lieber Himmel, ich habe ja auch geglaubt, er habe sich selbst das Leben genommen. Wer hätte denn an einen Mord denken sollen!"

„Hatte Otto Müller denn Feinde?"

„Der und Feinde? — Nein, das gab es gar nicht!"

Und Friedrich Finkemann bestätigte:

„Der Obig hat recht, Herr Inspektor. Otto hatte keine Feinde. — Es gab ja auch gar keinen Grund, weshalb ihn ein Menschen anfeinden sollte."

„Hatte er Verwandte?"

„Verwandte? — Nur einen Neffen, einen jungen Malergehilfen."

„Wie heißt der?"

„Bauer. — Ich glaube Bruno Bauer. Er ist in Bernestadt beschäftigt. — Er ist ein etwas leichtsinniger Bursche. — Aber als Mörder dürfen Sie ihn nun nicht ansehen! Der brächte so etwas nicht fertig!"

„Sonst hatte der Tote keine Verwandtschaft?"

„Nein."

„Und Bekannte?"

[illegible] einen Mord begangen

„Nur uns hier auf dem Gute. Er kam nie fort. Er liebte die Einsamkeit sehr. In seiner Freizeit suchte er sich immer ein stilles Plätzchen im Park."

Der Kriminalinspektor hatte sich hastig Notizen gemacht. Er ordnete an:

„Das Haus wird polizeilich abgesperrt. Sie, Herpe," — er nickte dem einen seiner Beamten zu — „bleiben hier und lassen keinen Menschen herein, und Sie, Zilker", jetzt trat der andere Beamte herbei, „bleiben bei der Leiche. Ich werde sofort die Staatsanwaltschaft verständigen und die gerichtsärztliche Totenschau veranlassen."

Er bat Friedrich Finkemann:

„Bitte führen Sie mich vor zum Herrenhaus. Ich muß sofort telephonieren."

Sie schritten rasch nach vorn.

Als sie eben den freien Platz von dem Gutshause betraten, fuhr das Auto mit Frau Marta Gerdahlen, ihrem Sohn und Sigrit Sundborg vor.

Stein begrüßte die Ankömmlinge und stellte sich vor.

Frau Gerdahlen fragte erregt.

„Ist Otto denn wirklich tot?"

„Ja, Otto Müller ist tot."

„Der arme Mensch! Er war ja immer einsamkeitliebend. Aber daß er in einem Anfall von Schwermut den Tod suchte —"

Der Kriminalinspektor sah ernst drein.

„Es ist anders, Frau Gerdahlen. Otto Müller hat nicht selbst Hand an sich gelegt. Otto Müller ist nicht freiwillig aus dem Leben geschieden" — und nach kurzer Pause — „Otto Müller wurde ermordert."

Marta Gerdahlen stieß einen entsetzten Schrei aus. Sie sank ohnmächtig in die Arme ihres Sohnes.

Paul Stein und Friedrich Finkemann griffen hilfreich zu. Sie trugen die Leblose ins Haus und betteten sie auf einen Divan.

Sigrit Sundborg war, selbst zitternd und zutiefst erschrocken über die Nachricht des Kriminalinspektors, nach ihrem Schlafzimmer geeilt und hatte Kölnisch Wasser geholt.

Paul Stein erklärte Egon Gerdahlen bedauernd:

„Es tut mir sehr leid, daß Ihre Frau Mutter derart über meine Mitteilung erschrocken ist. Wenn ich das gewußt hätte —"

Egon Gerdahlen sah besorgt auf seine Mutter. Er hatte eine tiefe Falte zwischen den Brauen.

„Das ist kein Wunder! Erst dieser grauenvolle Mord an meinem Onkel, dann die Aufregung im Schwurgerichtssaal heute und nun hier diese neue Schreckensnachricht!"

Er hob den Blick.

„Aber wie denn? — Ich denke, er hat sich erhängt?"

„Nur scheinbar! — Man hat ihn erst erwürgt und dann an dem Baume aufgeknüpft. Das sollte einen Selbstmord vortäuschen."

„Das ist ja entsetzlich! — Und Spuren — Haben Sie keine Spuren gefunden?"

„Bei dem Toten nicht. Im Zimmer unten im Gärtnerhaus sind ein paar Fußspuren auf dem Sofa. Es muß jemand mit schmutzigen Schuhen auf den Sofasitz und die Lehne gestiegen sein. — Jetzt entschuldigen Sie, bitte. Ich habe verschiedene wichtige Anordnungen zu treffen."

Paul Stein ließ sich das Telephon zeigen und rief die Staatsanwaltschaft an.

Der erste Staatsanwalt Dr. Haberland, der am Morgen die Anklage bei der Verhandlung gegen Albert Gerdahlen vertrat, war selbst am Apparat.

„Na, Herr Inspektor, natürlich eine ganz belanglose Sache, dieser Selbstmord? — Haben Sie etwas Schriftliches gefunden?"

„Ich habe noch nicht danach gesucht. Das Haus ist aber abgesperrt. Es kann niemand hinzu."

„Was, Sie haben nicht gesucht? — Ja, was haben Sie denn da eigentlich auf Hohenfried getan?"

„Ich habe zunächst festgestellt, daß Otto Müller nicht Selbstmord beging, sondern ermordet wurde."

„Was!"

Die Stimme des Staatsanwalts überschlug sich.

„Mann! Was sagen Sie da?"

„Er ist ermordet worden, Herr Staatsanwalt! Und zwar auf ganz raffinierte Weise!"

„Ich bin in einer halben Stunde draußen!"

3.

Staatsanwalt Dr. Haberland trat erregt zu dem Kriminalinspektor Stein.

„Das ist doch ganz einfach! Die Fußspuren auf dem Sofa in Otto Müllers Wohnung rühren von Bruno Bauer, dem Neffen Müllers, her. Das haben wir einwandfrei festgestellt! Festgestellt ist weiter, daß Bruno Bauer in der fraglichen Nacht nicht in seiner Schlafkammer weilte. Er kam nach Aussage seiner Wirtin früh gegen sechs Uhr heim, aufgeregt, sagte, er hätte einen großen Auftrag erhalten und würde ein paar Wochen fortbleiben. Er zog sich um, wechselte auch die Schuhe, und verließ im Sonntagsstaat die Wohnung. Die schmutzigen Schuhe, die er bei seinem nächtlichen Fortsein trug, fanden sich in seiner Stube vor. Sie sind von dem Mann getragen worden, der auf dem Sofa Otto Müllers stand! — Niemand weiß, wo Bruno Bauer hin ist. Er ist spurlos verschwunden. Ohne Zweifel ist er der Mörder Otto Müllers! — Wir wissen, daß Otto Müller von Joachim Gerdahlen 5000 Mark vermacht erhielt; das Geld bekam er vor zwei Wochen ausbezahlt. Bei einer Bankstelle oder Sparkasse hier oder in Bernestadt hat er es nicht hinterlegt. Er ist nach Aussage der Leute in den letzten vierzehn Tagen gar nicht von Hohenfried fortgekommen. Sicherlich hatte er das Geld daheim verwahrt. Die Haussuchung hat diesen geerbten Betrag nirgends in der Wohnung Müllers zutage gefördert. — Wo ist das Geld? — Das Geld lag in der Kassette, die auf dem Schrank in Müllers Stube stand. Diese Kassette hat der Mann, der auf das Sofa stieg, vom Schrank genommen und geraubt. Und dieser Mann ist Bruno Bauer! — Der Geldräuber aber ist der Mörder Otto Müllers! — Bruno Bauer ist als leichtsinniger Patron bekannt. Jetzt hat sein Onkel die 5000 Mark geerbt. Das trieb dem gewissenlosen Menschen zu Kopf. Er suchte Müller auf, wollte vielleicht Geld von ihm haben. Er bekam keins. Da machte er den alten Mann kalt. Er kam schon mit dieser Absicht zu Müller; denn er führte sicherlich dies Seil — ein Stück neue Wäscheleine — mit sich, um nötigenfalls mit Gewalt den Alten zu zwingen, also ein vorbedachter Mord! — Raffiniert ausgedacht! — Ich habe den Steckbrief vorhin erlassen. Ob wir den Kerl freilich noch erreichen, ist mehr als zweifelhaft. Er hat einen guten Vorsprung."

Kriminalinspektor Stein nickte.

„Ja, das scheint alles ganz klar. — Und ist doch noch nicht so klar!"

„Wieso denn nicht? — Sie scheinen noch einen anderen Verdacht zu haben. Welchen denn nur? — Sprechen Sie doch."

„Einen Verdacht? — Das wäre zu viel gesagt. — Nein! — Daß Bruno Bauer mit diesem Verbrechen zu tun hat, ist ja klar. — Aber es muß von diesem Verbrechen noch ein Faden zu Joachim Gerdahlen laufen."

„Herrgott, wieso denn! — Der Fall Gerdahlen hat gar nichts, aber rein gar nichts mit dem Fall Müller zu tun! — Wir wollen da nichts verwirren! Es war ganz verkehrt, daß die Schwurgerichtsverhandlung gegen Albert Gerdahlen vertagt wurde. Nur um dieses Schreiben des alten Mannes willen!"

„Ja, eben dies Schreiben!"

„Aber ich habe Ihnen doch schon genügend Gründe dafür genannt! — Und wenn schon Otto Müller bei der Verhandlung etwas vorbringen wollte— von Bedeutung würde das ja doch nicht gewesen sein — dann ist er eben durch einen tragischen Zwischenfall an der Ausführung dieser Absicht gehindert worden."

„Ganz recht! — Aber es wäre eben sehr wichtig zu wissen, was Otto Müller bei Gericht aussagen wollte. — Vielleicht spielt Bruno Bauer auch im Fall Gerdahlen eine Rolle!"

Der Staatsanwalt fuhr hoch.

„Donnerwetter! Ja — so hätten Sie vielleicht nicht unrecht! — Er könnte mit Albert Gerdahlen Hand in Hand gearbeitet haben. — Ich werde Gerdahlen darüber vernehmen lassen. Natürlich wird er leugnen, Bruno Bauer zu kennen. Er leugnet ja alles!"

„Ich muß zweierlei finden."

„Und das wäre?"

„Die Leine, von der das Stück abgeschnitten wurde, mit dem man Otto Müller an die Buche knüpfte. — Und die Kassette Otto Müllers."

Fortsetzung folgt.

Die verhexte Geiß

Ein bayerischer Bauernschwank erzählt von Karl Hohmeyer

Es war ein Jahr, da Wiesen und Kornfelder reiche Frucht getragen hatten. Die Schneiderbäuerin von Geißenheim hatte den Heuboden so gestopft voll von Winterfutter, daß der Vorrat von ihrer einzigen Liese nicht aufzufressen war. Im Frühjahr würde es frisches Gras geben. Was sollte man da mit dem Ueberfluß? Schon längst hätte die wackere Bäuerin ihren kleinen Viehstand gern ein bißchen vergrößert gesehen. So beschloß sie bei sich, noch eine Geiß anzuschaffen. Das Geld hatte sie zusammen, und die Milch der „Abrahamskuh" würde sie recht gut brauchen können. Also schickte sie ihren Christian an einem schönen Samstag, als nicht zu viele Schneidersarbeit auf Erledigung wartete, über Land, nach Poppelreuth, allwo eine gute Milchziege zum Verkauf feil stehen sollte.

Der Schneider nahm gehorsam seine Beine unter den Arm und trabte zum benachbarten Ort, machte auch richtig das Haus mit der Milchgeiß ausfindig, hielt das Tier für stattlich und preiswert, handelte ein paar Mark von der geforderten Summe ab und machte sich mit seiner neuen Hausgenossin auf den Heimweg. Es war bei der fortgeschrittenen Jahreszeit nicht gerade ein heißer Tag, aber des Geißenheimer Schneiders Beine waren daran gewöhnt, daheim vom Tisch zu hängen. Die drei Stunden Wegs hatten den mageren Mann rechtschaffen müde gemacht. Und als er heimwandernd auf halbem Wege an der Straße ein Wirtshaus sah, konnte er der Verlockung zu kurzer Rast nicht widerstehen. Hatte er nicht ein ausgezeichnetes Geschäft gemacht? Einen Trunk und ein paar frische Brezeln konnte er sich schon gönnen. So stellte er seine Geiß im Wirtsstall unter, trat ein und hatte die erste frische Maß auch bald geleert.

Der Wirt zeigte sich als umgänglicher Mann, fragte teilnahmsvoll nach dem Woher und Wohin und wußte den Ruhmesworten des Schneiders über seinen trefflichen Handel ein überaus aufmerksamer Zuhörer zu sein... Kurzum, der ersten Maß folgte die zweite, die dritte und bald auch noch die vierte. Der Wirt aber war ein Spaßvogel und ging unbemerkt hinunter, um die Geiß mit einem Bock aus seinem eigenen Stall zu vertauschen. Die beiden Tiere mochten einander entfernt ähnlich sehen, außerdem dämmerte es schon, wie der Schneider aufbrach, und mit seinen vier Litern Bier im trunkungewohnten Leibe hätte der Geißenheimer Meister wohl sogar ein Kalb für seine Geiß nach Hause geführt.

Bei einbrechender Nacht kam er an, brachte das Tier in den Stall, ertastete im Dunkeln, daß in der Raufe schon reichlich Heu aufgesteckt war, und stieg die Treppe hinauf, um sich neben der schon fest schlummernden Frau Schneiderin ins Bett zu stehlen.

Beim ersten Morgendämmern aber erwachte sie, und ihr erstes Vorhaben war, sich am Anblick der neuen Geiß zu **freuen... Ach herrjeh! Da machte sie nun doch große Augen. Einen Bock brachte ihr Alter nach Hause!** Hinaufrennen und den Schneider aus den Federn holen, war für die zornige Frau das Werk von Minuten.

„Einen Bock?" staunte der Schneider, und wer sein Gesicht in dem Augenblick sah, wußte, daß es kein Scherz war, was er angerichtet hatte. Aber so sehr er sich auch den Schlaf und die Bierschwere aus den Augen rieb, er konnte nichts Geißenhaftes an dem Tier entdecken. Da muß mir der Poppelreuther Bauer einen Streich gespielt haben, bedachte er sich voll Wut. Und er ließ sich's nicht zweimal sagen, daß er nur das Dorf mit seinem Bock verlassen sollte, ehe die Nachbarn wach wurden und die Geschichte ruchbar machten. Als es daheim zum ersten Mal zur Kirche läutete, war der Schneiderbauer schon wieder bei dem Wirtshaus angelangt. „Nun, was ist mit der Geiß?" rief ihm der Wirt, der unter der Tür stand, schon von weitem zu und kriegte die Geschichte des schmählichen Betruges sogleich zu hören.

Es blieb nicht bei der Maß, es wurden daraus vier und fünf. Und als der Schneider aufbrach, um seine erbitterten Reden endlich nach Poppelreuth zu bringen, da merkte er natürlich die zweite Verwechslung, die der Wirt indessen vorgenommen hatte, nicht. Es fiel ihm auch nicht auf, daß sein Tier, heute früh noch widerspenstig und störrisch und kaum vom Fleck zu bringen, jetzt so brav und widerstandslos hinter seinem Herrn hertrabte.

In voller Fahrt kam er bei dem Poppelreuther Bauern an. Es ging auf Mittag, die Kirche war schon zu Ende, und die Männer standen in Gruppen vor den Hoftoren herum. „Was ist denn mit der Geiß", fragte der frühere Herr des Tieres, und alle Nachbarn, die von dem Handel längst wußten, machten große Augen. „Mit der Geiß?" begann der Schneider wütend seine Rede, da wurde er plötzlich unterbrochen. Das Tier begann, den gewohnten Stall witternd, zu springen und zu hopsen, und zeigte dabei ein so prachtvolles, ungemolkenes Euter, daß an seinen guten Milchgeiß-Eigenschaften gar nicht mehr zu zweifeln war. „Mit der Geiß", besann sich der Schneider, „ach, das ist weiter nichts, ein ganz hinterhältiger Ausreißer ist sie halt, hat sich losgerissen und mich bis vor Poppelreuth gehetzt. Na, und weil ich doch einmal da bin, so wollt' ich nur sagen, daß meine Alte mit dem Geschäft zufrieden ist..."

Er wandte sich zum Heimweg, nicht ohne bei den wackeren Poppelreuthern noch einen tüchtigen Trunk Hausbieres versucht zu haben. Um das Wirtshaus an der Straße schlug er einen großen Bogen, und als die Geiß, vermeinend, daß heute dort wieder eingekehrt würde, ein paar Schritte darauf zu machte, erhielt sie einen ordentlichen Knuff in die Rippen. Es war der einzige Schlag von ihrem neuen Herrn. Denn er und die Frau Schneiderin waren mit dem guten Tier immer höchst zufrieden. Er hätte es den Poppelreuther Lumpen ordentlich besorgt, erzählte der Schneider daheim.

Zu Hilfe! Fremde wollen kommen!

Kleiner Beitrag zur Geschichte des Fremdenverkehrs.

Es sind jetzt gerade 50 Jahre her, da kam der alte Scholz vom Baberkretscham im Riesengebirge aufgeregt zu dem Waldbauern Schneider mit sorgenvollem Gesicht: Fremde hatten geschrieben, daß sie zur Erholung kommen wollten! So etwas war in der kleinen Bergsiedlung Baberhäuser im Riesengebirge noch nicht dagewesen. Beide beratschlagten, was zu tun sei; denn die Hauptsache für den in Aussicht stehenden „Kurbetrieb", die Zimmer, fehlten. Im ganzen Ort gab es damals nicht mehr Betten als müde Häupter.

Da faßten die beiden Gebirgler den folgenreichen Entschluß, den „Kurbetrieb" in ihrem stillen Gebirgsdorf zu eröffnen, indem Schneider-Karl sich verpflichtete, schnell ein Zimmer anzubauen. Mit primitiven Mitteln, hauptsächlich mit Holz, wurde eine große Stube errichtet, und die ersten Gäste konnten kommen. Es erschien eine Witwe mit sechs Kindern, was zur Anschaffung der ersten sieben Fremdenbetten in Baberhäuser führte.

Die kleine Geschichte klingt nett erfunden; sie ist aber wahr. Und längst sind neben Schneiders „guter Stube", die noch festgestampften Lehmboden aufwies, komfortable Berghotels und Fremdenheime entstanden, in denen im Sommer und Winter viele großstadtmüde Menschen zur Erholung weilen. Die „gute Stube" aber, die Urahne des „Baberhäuser Kurhotels", prangt jetzt getäfelt und gedielt und besitzt auch einen Ofen; denn auf die ersten sieben Sommergäste ist mancher Freund des Bergwinters gefolgt.

Ein Ohnmächtiger fährt eine Straßenbahn.

Großes Aufsehen erregte jüngst ein Vorfall im Verkehr auf der Wiener Ringstraße. Eine Straßenbahn fuhr mittags vollbesetzt über die Kreuzung der Babenbergstraße vom Kärntnerring her. Plötzlich wurde der Führer des Wagens von einem Unwohlsein befallen. Er hatte noch soviel Kraft, die elektrische Bremse zu bedienen, doch bevor er die Handbremse einschalten konnte, schwanden ihm die Sinne, und der Wagen überfuhr führerlos die nächste Haltestelle. Ein Verkehrspolizist erkannte von seinem Stand aus die drohende Gefahr, rannte dem Wagen nach und rief den auf der hinteren Plattform stehenden Fahrgästen zu, einer von ihnen möge doch um Himmelswillen nach vorn zum Führer laufen und die Handbremse ziehen. Das geschah auch. Der Wagen konnte etwa zehn Schritt vor einer verkehrsreichen Straßenkreuzung zum Halten gebracht werden. So verhütete die [illegible] eines Polizisten eine sonst mit tödlichen [illegible] führte Katastrophe.